

## Zitierhinweis

Maurer, Michael: Rezension über: Thomas Betteridge / Suzannah Lipscomb (eds.), *Henry VIII and the Court. Art, Politics and Performance*, Farnham: Ashgate, 2013, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* (ZHF), 42 (2015), 3, S. 542-545, DOI: 10.15463/rec.800508063



## copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

Als Persönlichkeit der englischen Geschichte erscheint Heinrich VIII. hier nicht mehr als derjenige, der die englische Reformation bewirkt hat. Berg ist vielmehr davon überzeugt, daß der König von Anfang bis zum Ende beim alten Glauben blieb. Die Schwankungen der Kirchenpolitik (vgl. etwa Six Articles, 1539) werden also nicht als Schwankungen seiner religiösen Auffassungen aufgefaßt, sondern als Erfolge teils unterschiedlicher Ratgeber, teils verschiedener Gruppierungen am Hofe interpretiert. Aus Sicht des Autors bleibt als Leistung Heinrichs VIII. auf dem religiösen Feld nur die Trennung der englischen Kirche von Rom als Grundlage der späteren reformatorischen Entwicklung.

Damit hängt ein anderer Akzent zusammen: Nach Maßgabe der Forschung der letzten Jahrzehnte wird hier sehr stark auf den Hof geachtet, auf die wechselnden Ratgeber und leitenden Staatsmänner, auf die führenden Familien des Landes und deren Rivalität am Hofe. Darüber ist jedoch eine Seite der englischen Geschichte zu sehr in den Hintergrund getreten, die in früheren Darstellungen oft als dominierend dargestellt wurde: das Parlament. Die Zurückdrängung der Reformation in dieser Darstellung ist verbunden mit einer Minimierung der Bedeutung des Parlamentes, des Unter- wie auch des Oberhauses. Die Dynamik des Handelns wird also hier durch andere Akteure bestimmt. Das Publikum, die breite Öffentlichkeit, deren Entstehung man früher gerade in der Reformationszeit, die ja auch die frühe Zeit eines florierenden Druckes von Büchern und Pamphleten war, verortet hat, kommt hier als eigenständige Größe nicht ins Spiel; es erscheint fast nur als Objekt der Kommunikationskontrolle, der Manipulation durch Ideologieproduktion. Diese Sicht hat für die Einschätzung der Reformation in England natürlich grundlegende Bedeutung.

Unabhängig von solchen Akzentverschiebungen, über deren Berechtigung man weiterhin streiten können, steht fest, daß die knapp gefaßte, gehaltreiche, wohlinformierte und überzeugend strukturierte Darstellung von Leben, Herrschaft und Wirkung Heinrichs VIII. von England eine lohnende Lektüre und eine willkommene Studiengrundlage ist.

Michael Maurer, Jena

*Betteridge*, Thomas / *Suzannah Lipscomb* (Hrsg.), *Henry VIII and the Court. Art, Politics and Performance*, Farnham / Burlington 2013, Ashgate, XVIII u. 327 S. / Abb., £ 70,00.

2009 jährte sich die Thronbesteigung Heinrichs VIII. zum 500. Male, was zu zahlreichen Äußerungen in den Medien, zu mehreren Ausstellungen und wissenschaftlichen Symposien geführt hat, welche die Popularität des zweiten Tudor-Königs als Mann und Herrscher nutzten und weiter beförderten. Der vorliegende Sammelband mit 17 Beiträgen nebst einer Einleitung ist aus einer wissenschaftlichen Tagung in Hampton Court Palace hervorgegangen, welche sich auf solche Aspekte konzentrierte, die herkömmlicherweise nicht im Zentrum der Forschung gestanden haben: die kulturellen.

Freilich fragt man sich sogleich, ob diese Akzentverlagerung nicht eine Verzerrung bedeutet. War Heinrich VIII., seine Herrschaft, seine Epoche nicht wesentlich geprägt durch politische und kirchenpolitische Vorgänge? Während um die Leistung und Bedeutung Heinrichs VIII. in vergangenen Jahrzehnten ausufernde wissenschaftliche und öffentliche Debatten stattgefunden haben, die stärker die Rolle seiner Berater, insbesondere diejenige Thomas Wolseys und Thomas Cromwells, hervorgehoben haben, und eine „Tudor Revolution in Government“ postuliert wurde (G. R. Elton und seine Schule), wird nun wieder vernehmlicher gefragt, ob man nicht dem König selber eine

entscheidende Rolle zuschreiben müsse – zumal sich diese durch eine Fülle eigenhändiger Schreiben, Briefe und Gegenstände reichhaltig dokumentieren läßt. Und in religiösen Dingen gab und gibt es eine Schule, welche die Eigenständigkeit einer „English Reformation“ (A. G. Dickens) mit ihren kontinentalen Verflechtungen hervorhebt, während manche neueren und älteren Autoren die religiösen Phänomene in den Hintergrund rücken und die englische Reformation auf die Abtrennung der Ecclesia Anglicana von Rom reduzieren und mithin als einen Kollateralschaden der dynastischen Entwicklung in England sehen wollen.

Solche zentralen Fragen zur Beurteilung Heinrichs VIII. und seiner Epoche stehen im vorliegenden Band allgegenwärtig im Hintergrund; historiographiegeschichtliche und forschungsgeschichtliche Aspekte werden zwar in der Einleitung der Herausgeber, im Nachwort von Steven Gunn und in einem autobiographisch getönten Beitrag von G. W. Bernard angesprochen, die Substanz des Buches liegt jedoch in der Bündelung innovativer, zusätzlicher Aspekte, über deren Bedeutung sich streiten läßt. Insofern mögen die Gewichtungen, die in dieser Rezension vorgenommen werden, aus anderen Perspektiven anders ausfallen.

Eher unbedeutend erscheinen mir Beiträge wie der von Kent Rawlinson über die Verwendung von architektonischen Elementen in der bildlichen Repräsentation des Herrschers. Um ihre Signifikanz zu erfassen, müßte man nämlich mit analogen Erscheinungen in anderen Ländern vergleichen. Randständig, wenngleich nicht unoriginell ist die Befassung mit Graffiti aus Gefängnissen: Ruth Ahnert untersucht solche und im Gefängnis geschriebene Gedichte von Thomas Wyatt. Überflüssig ist der Beitrag von Susan Wabuda über die Besuche Heinrichs VIII. in Cambridge: Er war nämlich kaum in der Universitätsstadt, weil die dortige Gegend für die Jagd nicht sehr ergiebig war – anders als sein Vater, Heinrich VII., der immer über Cambridge reiste und auch der Universität Ehre erwies, wenn er zum Schrein von Walsingham wallfahrtete. Als nicht sehr weiterführend erscheint auch die Frage von Catherine Fletcher nach den Vertretern Heinrichs VIII. beim päpstlichen Stuhl in Rom – es sei denn, man wollte diesen die gescheiterte Scheidungsangelegenheit in die Schuhe schieben. Wichtiger ist schon die Rolle, die Reginald Pole spielte, der große innerkirchliche, katholisch gebliebene Widersacher Heinrichs VIII. (Eamon Duffy). Mit der Idee eines Kreuzzuges gegen England und der Rolle Irlands in diesem Kontext befaßt sich Susan Brigden. Thomas S. Freeman untersucht die Darstellung der sechsten Gattin Heinrichs VIII., Katherine Parr, in Foxes „Book of Martyrs“, Peter Happé die dramatischen Aufführungen am Hofe, die als *Interludes*, *Masks*, *Pageants* oder *Revels* bezeichnet wurden.

Unter den Beiträgen zum Gender-Aspekt ist Suzannah Lipscombs Deutung des Endes von Anne Boleyn aus einer Analyse der damaligen Ehrvorstellungen für das männliche und weibliche Geschlecht besonders bemerkenswert. Sie zeigt sich überzeugt von der Unschuld der zweiten Gemahlin Heinrichs VIII. im Sinne der Anklage; Boleyns Hinrichtung sei jedoch durch die Öffentlichkeit der damals aufgekommenen Beschuldigungen unumgänglich gewesen. Die weibliche Ehre verlangte einerseits Unbescholtenheit und Beschränkung der Hausfrau auf ihre ehelichen Pflichten. Andererseits war damals ein modischer Diskurs von höfischer Liebe im Schwange, in dem sich Anne Boleyn (vielleicht aus Unbesonnenheit oder Lebhaftigkeit) verfiel, weil sie die feine Grenze nicht erkannte, die ihr zum Verhängnis werden konnte. Die männliche Ehre verlangte vom König eine gewisse Virilität, die angegriffen war schon durch die Gerüchte von der Promiskuität seiner Gattin, mehr aber noch durch den im Prozeß laut gewordenen Vorwurf seines sexuellen Versagens. Alle weiteren Handlungen des Monarchen in dieser Sache belegen, daß er darauf aus war, diesen Flecken von sich abzuwaschen: Die Vorwürfe (zahlreiche Liebhaber und Inzest) sollten die Abartigkeit

der Königin belegen und von den Vorwürfen gegen ihren Gemahl ablenken; die Schnelligkeit der Verlobung mit Jane Seymour schon am Tage nach der Hinrichtung Anne Boleyns und die Heirat zehn Tage später zielten darauf ab, seine männliche Ehre wiederherzustellen.

Damit bin ich schon bei denjenigen Aufsätzen, die man (nach meiner Meinung) mit Gewinn lesen wird. Stark aufzählend und klassifizierend verfährt Maria Hayward in ihrer Geschichte der Gegenstände, die Heinrich VIII. durch verschiedene Konfiskationen und Aneignungen anderer Art in seinen Besitz brachte. Glenn Richardson legt einen sehr reichhaltigen und anregenden Beitrag vor zur Kultur des Schenkens am Beispiel der Monarchenbegegnung zwischen König Franz I. von Frankreich und König Heinrich VIII. von England auf dem „Field of Cloth of Gold“ (1520). Hier lernt man mancherlei über das Zeremoniell und seine Durchbrechung, über diplomatische Begegnungen und Austausch von Edelknaben (Geiseln!) zur Erziehung, über Kulturaustausch und Kulturtransfer. Wenn sich die Monarchen Schmuckstücke, Waffen, Rüstungen und Kunstgegenstände überreichten, hatte dieser Akt stets vielfältige Aspekte: Grundsätzlich ging es um Repräsentation, um Darstellung des Ranges und der Würde, aber auch um die Anerkennung des Gegenübers als eines Gleichen; mithin galt das Gebot der Reziprozität. Man trachtete danach, sich gegenseitig zu übertreffen, zu überbieten, zu beeindrucken (wie es ja auch bei den Empfängen, den Gelagen, den Turnieren geschah und sogar bei einem Ringkampf der Monarchen).

Originell ist auch die Darstellung der körperlichen und medizinischen Aspekte durch Elizabeth T. Hurren, die zwar vom König und seinem Hof selbst ausgeht und diesen auch nicht aus dem Blick verliert, aber durch Einbeziehung von Verhaltensanweisungen der Zeit, insbesondere zur Diätetik und Gesundheitsvorsorge, den medizinischen Horizont der Zeitgenossen ausleuchtet. Hurren macht plausibel, daß dieser ganze Lebensbereich durch die Auflösung der Klöster (in einer Epoche *vor* der akademischen Professionalisierung der Medizin) neu geordnet werden mußte. Die Medizinhistorikerin besteht darauf, daß in diesem Zeitalter, gerade auch am Hofe Heinrichs VIII., medizinische Aspekte nicht losgelöst von religiösen verstanden werden können, daß Schmerz immer auch im Kontext von Sünde gesehen wurde.

Unter den kunstgeschichtlichen Beiträgen sind zwei hervorzuheben: Brett Dolman warnt die Biographen davor, die Porträts der sechs Frauen Heinrichs VIII. als psychologische Auskunftswerte zu benutzen, weil ihre Überlieferungsgeschichte, Datierung und Zuschreibung so schwankend sind, daß sie in einigen Fällen geradezu austauschbar wurden. Tatiana C. String verfolgt einen anderen Weg, um die herkömmliche Deutung der bekannten Darstellungen Heinrichs VIII. durch Hans Holbein im Sinne von Persönlichkeitsaussagen über den Herrscher, wie sie etwa Roy Strong getroffen hat, zu erschüttern: Sie weist nämlich die Topoi aus der Tradition der Künstlerbiographie nach, die sich über Carel van Mander und Giorgio Vasari letztlich bis in die Antike zu Plinius dem Älteren verfolgen lassen. Das ist überzeugend und scharfsinnig, wird aber künftige Biographen nicht daran hindern, erneut die Holbein-Porträts als entscheidende „images“ des zweiten Tudor-Königs anzusehen und auszudeuten. Die mit Abscheu gemischte Faszination, die von Heinrich VIII. ausgeht und nun schon ein halbes Jahrtausend belegbar ist, speist sich aus einem komplexen Konglomerat kulturgeschichtlicher Zeugnisse, zu denen schließlich auch diese bewußt angefertigten, zu Propagandazwecken eingesetzten, künstlerisch hochstehenden und psychologisch höchst interessanten bildlichen Repräsentationen gehören, ohne die das gegenwärtige Bild Heinrichs VIII. in der Öffentlichkeit nicht zu denken ist – nicht

zuletzt aufgrund der Kino- und Fernsehproduktionen, aus denen wir „The Man and the Monarch“ (so der Titel einer Ausstellung 2009) zu kennen glauben.

Michael Maurer, Jena

*Gehring, David S., Anglo-German Relations and the Protestant Cause: Elizabethan Foreign Policy and Pan-Protestantism (Religious Cultures in the Early Modern World, 10), London / Brookfield 2013, Pickering & Chatto, XIV u. 243 S. / Abb., £ 60,00.*

Abgesehen von der Zeit der Hannoveraner auf dem englischen Thron, der Anglophilie des 18. Jahrhunderts und der Phase von Viktoria und Albert gab es nur *eine* Epoche internationaler und interkultureller Beziehungen, in der sich England und Deutschland wirklich nahe waren: die elisabethanische Epoche. Das gemeinsame protestantische Interesse bewirkte eine Dichte der Kontakte, eine wechselseitige Offenheit und Bündnisbereitschaft, die nie vorher und nie mehr nachher eine solche Qualität annahmen.

Denkt man an die Außenpolitik unter Elisabeth (1558–1603), fallen einem zunächst Spanien (mit den Niederlanden) und Frankreich ein. Dies waren auch die beiden Länder, in denen Elisabeth ständige Botschaften unterhielt (nicht aber am Reichstag des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation oder am Kaiserhof in Wien!). Dementsprechend ist die Überlieferung in englischen Archiven strukturiert: zu Spanien und Frankreich alles an seinem Ort, zu den deutschen Landen alles verstreut. Die Forschung zeichnet diese Archivlage nach: Es gibt zahlreiche Studien zur englischen Außenpolitik im Zeitalter Elisabeths mit Bezug auf Spanien und Frankreich, aber verhältnismäßig wenige zu Elisabeths außenpolitischen Kontakten zu den deutschen Fürsten (abgesehen von Arbeiten des finnischen Historikers E. I. Kouri, insbesondere seinem 1981 in Helsinki erschienenen Werk mit dem Titel „England and the Attempts to Form a Protestant Alliance in the Late 1560s: A Case Study in European Diplomacy“). Hier will nun David Scott Gehring Abhilfe schaffen mit seinem Buch, das auf einer 2010 in Madison, Wisconsin, eingereichten Dissertation beruht. Er hat sich die Mühe gemacht, außer den englischen Archiven auch verschiedene deutsche und dänische zu konsultieren, um ein quellennahes Bild von der elisabethanischen Diplomatie zu erarbeiten, sofern sie sich auf die deutschen Staaten bezog.

Die Ausgangslage: Als Elisabeth am 17. November 1558 den Thron bestieg, fand sie eine verwirrte Lage vor. Nach der Trennung der Ecclesia Anglicana von Rom unter Heinrich VIII., den Jahren der Protestantisierung nach seinem Tode unter den Regenten, welche für seinen unmündigen Sohn Eduard VI. die Regierung führten (1547–1553), der Rekatholisierung des Landes unter Maria (1553–1558), die sogar eine Ehe mit dem spanischen König Philipp II. einging, wußte man auf dem europäischen Kontinent zunächst nicht, woran man mit dem dritten Sproß Heinrichs VIII., der auf den Thron gelangte, der Tochter Anne Boleyns, war. Denn Elisabeth, das wurde dann zunehmend deutlich, hatte die katholischen Jahre unter ihrer Halbschwester Maria als Nikodemitin überlebt: äußerlich angepaßt, aber innerlich protestantisch geneigt, wenngleich auf eine konservative Weise. Genau diese Haltung aber war es, die eine konfessionell bestimmte Verbindung zu den Lutheranern in Deutschland nahelegte, während die Mehrzahl der Engländer, welche aus dem marianischen Exil in Frankfurt, Straßburg, Basel, Zürich oder Genf zurückkamen, stärker von Zwingli und Calvin beeinflusst waren und darauf drangen, die englische Kirche nach diesem Muster umzugestalten. Die Ergebnisse von 1559, die 39 Artikel und der Act of Uniformity, intendierten bewußt eine *Via media*, einen Mittelweg zwischen dem alten Glauben und dem neuen, aber auch zwischen Wittenberg und Genf. Gegenüber den gesuchten Verbündeten in Deutschland